

Einleitung

BETTINA HEINTZ, MARTINA MERZ UND CHRISTINA SCHUMACHER

Ausgangspunkt dieses Buches sind die Grenzziehungsprozesse der Wissenschaft – die Verfahren und Rituale, mit denen sich die Wissenschaft gegen außen abgrenzt, und die Prozesse, mit denen sie interne Demarkationen aufbaut und stabilisiert. Diese internen Grenzen sind vielfältiger Art, sie reichen von disziplinären über positionale bis hin zu geschlechtlichen Differenzierungen. Zusammen bilden sie ein komplexes Gewebe von Unterscheidungen, die sich teilweise überschneiden und teilweise verstärken. Die entscheidende Grenze ist jedoch jene Grenze, die die Wissenschaft von anderen Funktionssystemen trennt. Sie definiert, was Wissenschaft ist, und steckt den Rahmen ab, auf den sich die internen Differenzierungsprozesse beziehen. Obschon die Außengrenze der Wissenschaft relativ stabil ist, ist sie nicht ein für allemal gegeben, sondern muss laufend reproduziert werden. Thomas Gieryn spricht in diesem Zusammenhang von »boundary work« (Gieryn 1994).

Wissen wird überall produziert – in anderen Funktionssystemen oder auch »au trottoir« –, aber nur in der Wissenschaft erhebt das Wissen den Anspruch, objektives, von persönlichen Interessen und subjektiven Einschätzungen gereinigtes Wissen zu sein. Aus systemtheoretischer Perspektive ist es die Orientierung an der Leitdifferenz wahr/falsch und der Einsatz komplexer Erkenntnismaschinen, wodurch sich die Wissenschaft von anderen Funktionssystemen unterscheidet und sich ihren Distinktionswert verschafft (vgl. I/1). Wie Robert Merton (1985a) in seinem bekannten Aufsatz zur normativen Struktur der Wissenschaft ausgeführt hat, gründet der Objektivitätsanspruch der Wissenschaft nicht nur auf spezifischen Verfahren der Wissensgewinnung, sondern ebenso sehr auf sozialen Regeln. Es sind vor allem die Normen, Behauptungen nicht blindlings zu akzeptieren (Skeptizismus) und Wissensansprüche nach unpersönlichen Kriterien zu

beurteilen (Universalismus), die die Wissenschaft von anderen Funktionssystemen unterscheiden und garantieren, dass wissenschaftliches Wissen weniger als anderes Wissen durch persönliche und soziale Faktoren verzerrt ist.

Damit macht Merton darauf aufmerksam, dass der Sonderstatus der Wissenschaft nicht nur auf spezifischen Techniken der Erkenntnisgewinnung beruht, sondern auch auf sozialen Konstellationen, die seiner Ansicht nach nur in der Wissenschaft verwirklicht sind. Wie wissenschaftshistorische Studien zeigen, waren diese sozialen Konstellationen nicht schon immer gegeben, sondern entwickelten sich in einem langen und historisch offenen Prozess (vgl. I/2). Indem die Wissenschaft Universalismus und Rationalität schon früh als Leitprinzipien institutionalisierte, wurde sie zur Vorreiterin des Prinzips, Inklusion und Leistungsbeurteilung nicht mehr von personalen Attributen, sondern von sachlichen Gesichtspunkten abhängig zu machen. So gesehen war (und ist) es die Wissenschaft, die die Semantik moderner Gesellschaften am augenfälligsten zum Ausdruck bringt.

Die Institutionalisierung des Prinzips, Wissen ausschließlich nach Sachgesichtspunkten zu beurteilen und von den persönlichen Merkmalen der Wissensproduzenten zu abstrahieren, hat zur Folge, dass Zuschreibungen aufgrund von Geschlecht, ethnischer Zugehörigkeit oder sozialer Herkunft in der Wissenschaft noch illegitimer sind als in anderen gesellschaftlichen Bereichen. Auch in der Wissenschaft werden Personen zwar nach ihrer Geschlechtszugehörigkeit unterschieden, doch darf die geschlechtliche Kategorisierung nicht als Anschlusspunkt für weitere soziale Differenzierungen genutzt werden. Im Selbstverständnis der modernen Wissenschaft ist das Geschlecht ein Unterschied, der keinen Unterschied macht. Aber ist dies wirklich so?

Die feministische Wissenschaftskritik bezieht hier eine deutliche Gegenposition. Aus ihrer Sicht ist die Geschlechterdifferenz ein Prinzip, das der sozialen und epistemischen Struktur der Wissenschaft von Beginn an eingeschrieben ist (vgl. etwa Harding 1990; Haraway 1996). Was als Grundvoraussetzung wissenschaftlicher Objektivität gilt – Entpersonalisierung, Selbstkontrolle und Rationalität – ist in hohem Maße mit Männlichkeit assoziiert, Frauen haben folglich von vornherein die Aura des Unwissenschaftlichen (vgl. exemplarisch Keller 1991).¹ Die Assoziation von Wis-

1 | Während sich Evelyn Fox Keller ausschließlich auf die Ebene der kulturellen Codierung bezieht, gehen Vertreterinnen der feministischen Standpunkttheorie einen radikalen Schritt weiter und behaupten, dass Wissenschaft nicht bloß auf der Ebene der Semantik, sondern auch in ihrer Praxis inhärent männlich sei, indem sie die Lebenserfahrungen von Frauen und damit die weibliche Perspektive auf die Welt

senschaft und Männlichkeit äußert sich auch in unterschiedlichen Zugangs- und Aufstiegschancen. Wie historische Studien zeigen, ging die Ausdifferenzierung der Wissenschaft mit einem systematischen Ausschluss der Frauen einher. Waren Frauen in der frühmodernen Wissenschaft noch über die Organisationsform des Haushalts an wissenschaftlichen Aktivitäten beteiligt, führte die Professionalisierung der Wissenschaft und ihre Verankerung an den neu gegründeten Universitäten im 19. Jahrhundert zu einer radikalen Ausgrenzung der Frauen, denen bis ins 20. Jahrhundert eine Teilnahme am Hochschul- und Wissenschaftssystem verwehrt war. D.h. die Ausdifferenzierung der Wissenschaft vollzog sich nicht bloß über die ihr eigenen Verfahren der Erkenntnisproduktion, sondern auch über die neu geschaffene »Persona« des selbstvergessenen Berufswissenschaftlers, die trotz vorgeblicher Neutralität faktisch und symbolisch männlich war (vgl. Daston 2003). Insofern war die Grenze, die die Wissenschaft zwischen sich und anderen gesellschaftlichen Bereichen errichtete, nicht bloß eine epistemische, sondern gleichzeitig auch eine Geschlechtergrenze (vgl. I/4).

Heute hat sich die Wissenschaft zwar auch den Frauen geöffnet, dennoch zeigen empirische Untersuchungen, dass im Innern der Wissenschaft informelle Mechanismen am Werk sind, die die Übersetzung von wissenschaftlicher Leistung in Reputation behindern und am Ende dazu führen, dass Frauen in den höheren Rängen des Wissenschaftssystems massiv untervertreten sind. Auch wenn die Leistungsanforderungen für beide Geschlechter formal dieselben sind, scheinen die Voraussetzungen, sie zu erfüllen, für Männer und Frauen verschieden zu sein (vgl. I/5). Für die feministische Wissenschaftsforschung bleibt der von der Wissenschaft reklamierte Universalismus folglich prinzipiell unerfüllt. Damit gelangt sie, wenn auch auf anderen Wegen, zu einer ähnlichen Diagnose wie die konstruktivistische Wissenschaftssoziologie. Während Letztere nachzuweisen versucht, dass die Wissenschaft keine epistemisch separierte Welt darstellt (vgl. pointiert Knorr Cetina 1992a), behauptet die feministische Wissenschaftsforschung, dass die Wissenschaft auch auf sozialer Ebene nach Prinzipien funktioniert, die sich von jenen in anderen Bereichen nicht grundsätzlich unterscheiden.

Wie ist der universalistische Anspruch der Wissenschaft nun zu bewerten? Erzeugen die in der Wissenschaft institutionalisierten sozialen und methodischen Regeln tatsächlich »geschlechtliche Indifferenz« oder hat die moderne Wissenschaft, gerade umgekehrt, einen grundlegend »männli-

ausklammere (vgl. exemplarisch Hartsock 1983). Die damit verbundene These eines privilegierten weiblichen Erkenntniszugangs ist allerdings auch innerhalb der feministischen Wissenschaftsphilosophie auf erhebliche Kritik gestoßen (vgl. zusammenfassend Hekman 1997 sowie Walby 2001).

chen« Charakter? Hinter der Kontroverse um den »Geschlechtscharakter« der Wissenschaft steht die allgemeine Frage, inwieweit zugeschriebene Merkmale auch in modernen, funktional differenzierten Gesellschaften noch ungleichheitsrelevant sind. Hier wie dort neigt die Diskussion allerdings zu Verkürzungen. Während die Wissenschaft aus der Sicht der feministischen Wissenschaftskritik grundsätzlich androzentrisch ist, unterstellen die meisten Praktiker der Wissenschaft (und einige ihrer Reflexionstheorien) einen Handlungs- und Kommunikationstypus, der sich ausschließlich an Sachgesichtspunkten orientiert und die Geschlechtszugehörigkeit ignoriert. Bei aller Gegensätzlichkeit besteht jedoch in einem Punkt Übereinstimmung: Beide Auffassungen gehen implizit davon aus, dass sich die Wissenschaft durch kulturelle Homogenität und eine einheitliche Handlungslogik auszeichnet. Wissenschaft ist jedoch kein homogenes Gebilde, sondern besteht aus einer Vielzahl von disziplinären Kulturen, die sich teilweise massiv unterscheiden, was ihre epistemischen Praktiken, ihre Arbeitsorganisation, ihre Kommunikationsform und ihre kulturelle Codierung anbelangt. Es ist folglich eine offene Frage, welche Merkmale die Wissenschaft insgesamt betreffen und welche nur für bestimmte disziplinäre Felder gültig sind. Produktiver ist deshalb eine Perspektive, die die Frage nach der Bedeutung der Geschlechterdifferenz kontextualisiert und nach den disziplinspezifischen Bedingungen fragt, unter denen die Geschlechtszugehörigkeit sozial relevant wird.

Hier setzt unser Buch an. Im Mittelpunkt steht die Frage, ob und auf welche Weise sich die Geschlechterdifferenz im wissenschaftlichen Alltag artikuliert und ob sich diese Artikulationsformen in den verschiedenen Disziplinen unterscheiden. Anstatt zu unterstellen, dass die Geschlechterdifferenz immer und überall relevant ist, machen wir sie zu einem Explanandum: Über welche Prozesse und in welchen Kontexten werden geschlechtsdifferente Bedingungen und Verhaltensweisen erzeugt – oder eben auch nicht erzeugt – und mit welchen Folgen? Damit verliert die Geschlechterdifferenz ihren Status als omnirelevantes Ordnungsprinzip und wird zu einem Effekt, der zu erklären ist, d.h. zu einem kontingenten Produkt spezifischer Konstellationen und Kontexte.² Wir gehen dabei von der Annahme aus, dass Disziplinen solche Kontexte darstellen (zum Disziplinenbegriff vgl. I/3). Es ist nicht die Wissenschaft an sich, sondern es sind die einzelnen Disziplinen, die die Umwelten bilden, innerhalb derer die Geschlechtszugehörigkeit zum Tragen kommt. Entsprechend stellt sich die Frage, welche disziplinären Merkmale eine Aktivierung der Geschlechterdifferenz be-

2 | Wir benutzen hier den Ausdruck »Geschlechterdifferenz« als Kürzel für die Prozesse der Kategorisierung, Aktivierung und Asymmetrisierung von Geschlecht, die theoretisch wie empirisch auseinander zu halten sind.

günstigen und welche eher zu ihrer Einebnung führen. Obschon Geschlechtskategorisierung eine notwendige Voraussetzung jeder Interaktion ist, bedeutet dies nicht automatisch, dass die Geschlechtszugehörigkeit auch sozial folgenreich ist. Die Einteilung von Menschen in Männer und Frauen ist ein Angebot, das zur sozialen Differenzierung genutzt werden kann, aber nicht genutzt werden muss (vgl. Tyrell 1986). Anstatt sie zu aktivieren, kann die Geschlechtszugehörigkeit auch vergessen oder gezielt negiert werden (vgl. Hirschauer 2001a). Eine solche »Neutralisierung« von Geschlecht müsste in der Wissenschaft besonders verbreitet sein. Denn die im Berufskontext herrschende Norm der Sachrationalität wird durch das Universalismusprinzip noch einmal potenziert und wirkt sozialen Differenzierungsprozessen entgegen, die an der Geschlechtszugehörigkeit als einem zugeschriebenen Merkmal ansetzen.

Wie Cecilia Ridgeway (2001) zeigt, bleibt die Geschlechtszugehörigkeit jedoch latent immer präsent und kann deshalb leicht aufgerufen werden, und zwar auch dann, wenn an sich andere Rollen und Identitäten im Vordergrund stehen. Während Ridgeway die Aktivierung von Geschlecht als ein praktisch unausweichliches Ergebnis aller Interaktionsprozesse betrachtet, gehen wir von der Annahme aus, dass dies in sachorientierten Kontexten und speziell in der Wissenschaft nur unter spezifischen Bedingungen geschieht. Diese Bedingungen zu identifizieren und sie mit disziplinären Merkmalen in Beziehung zu setzen, ist ein wesentliches Ziel unserer Studie (vgl. I/6). Damit eröffnen sich zwei unterschiedliche Fragestellungen, abhängig davon, ob man die Geschlechterdifferenz oder den Disziplinenunterschied in den Mittelpunkt rückt. Im einen Fall liegt der Akzent auf der Disziplinenabhängigkeit der Geschlechterdifferenz, im andern Fall auf der Vergeschlechtlichung von Disziplinen. Untersucht wird also einerseits, ob die Geschlechterdifferenz disziplinär variiert, und zum andern inwieweit die einzelnen Disziplinen geschlechtlich konnotiert sind und welche Auswirkungen dies hat.

Diese Fragestellung setzt ein Untersuchungsdesign voraus, das komparativ angelegt ist und in dem die Geschlechterunterschiede nicht ausschließlich auf der diskursiven Ebene erhoben werden. Um einen solchen Vergleich zu ermöglichen, wurden Fallstudien in vier Disziplinen durchgeführt: Architektur, Meteorologie, Pharmazie und Botanik. Methodisch orientieren sich die Fallstudien an der soziologischen Ethnographie (Hirschauer/Amann 1997; Hirschauer 2001b).³ Während die ethnographische Methode in Form der sog. »Laborstudien« in der Wissenschaftsforschung weit verbreitet ist (vgl. exemplarisch Knorr Cetina 1984; Latour/Woolgar 1986;

3 | Die Untersuchungsanlage und das methodische Vorgehen werden in Kapitel II beschrieben.

Traweek 1988) und auch in der Segregationsforschung zunehmend eingesetzt wird (vgl. Hall 1993; Heintz u.a. 1997; Martin 2001; Wilz 2002), gibt es bislang kaum Untersuchungen, die die Geschlechterunterschiede in der Wissenschaft mit ethnographischen Methoden untersuchen und gleichzeitig vergleichend angelegt sind. Die meisten qualitativen Studien zur Situation der Frauen in der Wissenschaft beruhen ausschließlich auf Interviews und beziehen sich oft auf nur eine Disziplin. Davon unterscheidet sich unsere Untersuchung in zweifacher Hinsicht. Der ethnographische Zugang erlaubt, das diskursiv zugängliche und in Interviews explizit gemachte Wissen mit dem alltäglichen Verhalten zu konfrontieren und daraus ein komplexeres Bild der unterschiedlichen Artikulationsformen der Geschlechterdifferenz in wissenschaftlichen Arbeitszusammenhängen zu gewinnen. Der komparative Ansatz verhilft dazu, vorschnelle Generalisierungen zu vermeiden und die blinden Flecken zu entdecken, die sich bei der Beobachtung von nur einer Disziplin notwendig einstellen. Indem man Geschlechterunterschiede auf ihre disziplinäre Variabilität hin untersucht und nicht von vornherein der Wissenschaft schlechthin zuschreibt, gewinnt man eine differenziertere Sicht auf die vielfältigen Formen der Verschränkung von *doing science* und *doing gender* (vgl. IV/2).⁴

Anstatt die Untersuchungsdisziplinen nach dem konventionellen Schema – Natur- versus Geistes- und Sozialwissenschaften – auszuwählen, haben wir uns dafür entschieden, das Ausmaß ihrer externen Verflechtung zum Auswahlkriterium zu machen. Dahinter steht die Annahme, dass sich die einzelnen Disziplinen im Zuge ihrer historischen Entwicklung in unterschiedlichem Maße von externen Einflüssen und Interferenzen freimachen konnten, d.h. die Ausdifferenzierung der Wissenschaft sowohl im Forschungs- wie im Ausbildungsbereich entlang dem disziplinären Spektrum variiert (vgl. I/1). Wir gehen davon aus, dass sich die externe Verflechtung einer Disziplin über zwei Dimensionen erfassen lässt: 1. über ihren *Laboratorisierungsgrad* (Feld- versus Laborwissenschaften) und 2. den Grad ihrer *Professionsorientierung* (Wissenschafts- vs. Berufsorientierung).

1. *Feld- versus Laborwissenschaften*. Obschon die Naturwissenschaften oft mit experimentell verfahrenen Laborwissenschaften gleichgesetzt werden,

4 | Wie und ob *doing science* und *doing gender* ineinander greifen, wurde von der Wissenschaftsforschung noch kaum untersucht. Es ist einigermaßen paradox, dass gerade die konstruktivistische Wissenschaftsforschung, die in vielen Untersuchungen die alltagsweltliche Prägung der wissenschaftlichen Praxis nachgewiesen hat, sich mit der Geschlechterdimension in der Wissenschaft bislang nur am Rande befasst hat. Von wenigen Ausnahmen abgesehen wird der Umstand, dass es sich bei der Mehrheit der Forscher um Männer handelt, nicht zum Thema gemacht.

sind längst nicht alle naturwissenschaftlichen Disziplinen reine Laborwissenschaften. Die reinen Laborwissenschaften, wie etwa Physik, Chemie oder Molekularbiologie, prägen zwar das öffentliche Bild und geben auch für die anderen Disziplinen die Entwicklungsrichtung vor, daneben gibt es aber eine Reihe von hybriden Disziplinen – z.B. Zoologie, Botanik, Geologie oder Meteorologie –, die Feldforschung, Laborarbeit und Computerexperimente in unterschiedlichen Mischungsverhältnissen kombinieren. Diese hybriden Disziplinen wurden von der Wissenschaftsforschung bislang kaum zum Thema gemacht, obwohl sich die Besonderheit der Laborwissenschaften erst im Vergleich zu ihnen wirklich erschließt. Im Gegensatz zu den Laborwissenschaften, denen es im Verlaufe ihrer Entwicklung gelang, einen abgeschlossenen epistemischen Raum zu schaffen, sind die Außengrenzen von Feldwissenschaften sehr viel durchlässiger. Zum einen operieren sie in einem Raum, der bereits von anderen Akteuren besetzt ist, zum anderen, und dies gilt insbesondere für qualitativ verfahrenende Feldwissenschaften, sind die Techniken der Datenerhebung wenig standardisiert. Während Laborexperimente unter Bedingungen stattfinden, die sich gezielt variieren lassen, sind die Umweltbedingungen im Feld nicht systematisch unter Kontrolle zu bringen: Die Wiederholung von Beobachtungen ist aus prinzipiellen Gründen ausgeschlossen.

Wir vermuten, dass der Vergleich von Feld- und Laborwissenschaften nicht nur wissenschaftssoziologisch instruktiv ist (vgl. III), sondern auch eine neue Perspektive auf die Frage eröffnet, unter welchen Bedingungen geschlechtsspezifische Erwartungen in augenscheinlich sachbezogene Interaktionsprozesse eindringen können (vgl. I/6 sowie IV). Die ausgewählten Disziplinen nehmen zwischen den Polen Labor- versus Feldwissenschaft unterschiedliche Positionen ein. Während die Pharmazie eine reine Laborwissenschaft ist, gilt die Botanik nach wie vor als eine typische Feldwissenschaft. Dies lässt sich in gewissem Sinne auch für die Architektur sagen. Die Meteorologie, die Feldexperimente durchführt und gleichzeitig mit komplexen Simulationsmodellen arbeitet, liegt zwischen den beiden Polen.

2. *Wissenschafts- vs. Berufsorientierung.* Externe Einflüsse greifen aber nicht nur auf der Ebene der Forschung, sondern auch im Bereich der Lehre. Es gibt Disziplinen, deren Ausbildung eng mit den Qualifikationsanforderungen bestimmter Berufsfelder verzahnt ist (z.B. Medizin), und andere, die primär binnenorientiert sind und ihre Ausbildungsprioritäten praktisch ausschließlich nach wissenschaftsinternen Gesichtspunkten festlegen (z.B. Mathematik). Das Ausmaß, mit dem die universitäre Ausbildung nicht nur für die Übernahme wissenschaftsinterner Forschungsrollen qualifiziert,

sondern auch auf den externen Arbeitsmarkt zugeschnitten ist, stellt das zweite Auswahlkriterium dar. Mathematikerinnen und Mathematikern⁵ stehen zwar eine Vielzahl von Berufen offen, die mathematische Qualifikationen erfordern, die Abstimmung zwischen Ausbildung und Arbeitsmarkt ist aber längst nicht so perfekt wie in Disziplinen, die – teilweise in Absprache mit den Professionsverbänden – eine Berufsausbildung im eigentlichen Sinne vermitteln. Wir vermuten, dass es in professionsorientierten Disziplinen eher zu einem ›Import‹ externer Selektions- und Qualitätskriterien kommt.

Die von uns ausgewählten Disziplinen unterscheiden sich auch auf dieser Dimension. Botanik und Meteorologie verfügen zwar über außeruniversitäre Anwendungsfelder, sie gehören aber eher zu den binnenorientierten Disziplinen. Dagegen ist die Architektur eine ausgesprochen professionsorientierte Disziplin. Die Ausbildung ist stark berufsorientiert, und für eine universitäre Karriere ist der berufliche Erfolg ausschlaggebender als die akademische Leistung. Mit ihrer Professionsorientierung und dem ihr eigenen Selbstverständnis, gleichzeitig Kunst, Wissenschaft und Technik zu sein, bildet die Architektur einen besonders interessanten Kontrastfall zu den zwei wissenschaftsorientierten Disziplinen. Die Pharmazie liegt in der Mitte, indem ein erheblicher Anteil des Studiums auf die Arbeit in einer Apotheke zugeschnitten ist, während sich die Forschung vor allem an wissenschaftsinternen Kriterien orientiert.

Das Buch gliedert sich in fünf Teile. Das *erste* Kapitel führt in die Fragestellung ein und steckt den theoretischen Rahmen ab. Es vermittelt einen Überblick über die Forschungslandschaft mit dem Ziel, eine Brücke zu schlagen zwischen der Wissenschaftsforschung und der Forschung zum Geschlechterverhältnis in der Wissenschaft. Die folgenden drei Kapitel präsentieren das empirische Material. Im *zweiten* Kapitel beschreiben wir die Untersuchungsanlage und das methodische Vorgehen und stellen die vier Institute vor, in denen die Fallstudien durchgeführt wurden. Das *dritte* Kapitel vermittelt anhand zweier Paarvergleiche (Botanik/Architektur, Pharmazie/Meteorologie) einen wissenschaftssoziologischen Blick in die Innenwelt der Disziplinen. An ausgewählten Beispielen beschreiben wir einige zentrale Merkmale der jeweiligen Forschungspraxis und gehen auf das kulturelle Selbstverständnis der vier Disziplinen ein. Dieses Kapitel dient dazu, die ausgewählten Disziplinen näher vorzustellen und das soziale,

5 | Dieses Buch enthält eine Vielzahl von Berufs- und Professionsbezeichnungen. Um der Gleichstellung von Frauen und Männern Rechnung zu tragen, werden im Folgenden maskuline und feminine Formen doppelt oder gemischt verwendet; wenn möglich, kommen geschlechtsneutrale Partizipien zum Einsatz.

epistemische und kulturelle Umfeld zu beschreiben, innerhalb dessen sich geschlechtliche Differenzierungsprozesse vollziehen. Wie die Geschlechterdifferenz in den einzelnen Disziplinen zum Ausdruck gebracht wird und ob dies überhaupt geschieht, ist Thema des *vierten* Kapitels. In einem ersten Teil konzentrieren wir uns auf wichtige Wendepunkte wissenschaftlicher Laufbahnen und analysieren, aufgrund welcher Überlegungen Entscheidungen zustande kommen und inwieweit sich dabei Geschlechterunterschiede ausmachen lassen. In einem zweiten Teil befassen wir uns mit den Darstellungsformen der Geschlechterdifferenz im wissenschaftlichen Alltag und diskutieren deren Folgen für den späteren Berufsverlauf. Das *fünfte* Kapitel fasst die Ergebnisse zusammen und stellt sie in einen vergleichenden Rahmen.

Bei der Durchführung des Projekts und der Fertigstellung des Manuskripts wurden wir von verschiedenen Personen und Institutionen unterstützt. Wir danken dem Schweizerischen Nationalfonds für die Förderung des Projekts und die finanzielle Unterstützung der Publikation.⁶ Danken möchten wir auch Claudia Honegger und den Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern des Instituts für Soziologie in Bern für anregende Gespräche und für das Gastrecht, das Martina Merz und Christina Schumacher am Institut gewährt wurde. Erste Ergebnisse haben wir u.a. an den Jahrestagungen der *Society for Social Studies of Science* in San Diego und Wien, an einer internationalen Konferenz des *Zentrums für interdisziplinäre Frauenforschung* (ZiF) der Christian-Albrechts-Universität Kiel und im Rahmen einer Ringvorlesung an der Albert-Ludwigs-Universität Freiburg vorgestellt. Ein besonderer Dank gilt den Teilnehmerinnen und Teilnehmern des von Stefan Hirschauer und Klaus Amann geleiteten Bielefelder Kolloquiums zur Kulturosoziologie, in dem wir mehrfach erste Resultate und Überlegungen präsentieren konnten, sowie Theresa Wobbe, die uns zweimal die Möglichkeit gab, unser Projekt im Rahmen der von ihr geleiteten Projektgruppe »Frauen in Akademie und Wissenschaft« an der *Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften* vorzustellen. Monika Dommann, Regula Leemann, Dagmar

6 | Das Buch ist Teil eines größeren Projekts, das vom *Schweizerischen Nationalfonds* im Rahmen des Sozialwissenschaftlichen Schwerpunktprogramms »*Demain la Suisse*« finanziert und von Bettina Heintz geleitet wurde. Auf der Basis einer quantitativen und einer qualitativen Erhebung ging das Projekt der Frage nach, welche Faktoren für die Untervertretung der Frauen im Wissenschaftssystem verantwortlich sind und wie sich die Geschlechterdifferenz im Arbeitszusammenhang artikuliert. Die Daten des quantitativen Projekts, das auf einer schriftlichen Befragung der Professoren und Professorinnen und des oberen Mittelbaus an den schweizerischen Hochschulen beruht, wurden von Regula Leemann im Rahmen ihrer Dissertation gesondert publiziert (Leemann 2002).

Müller, Annette Schnabel, Alexandra Schneider, Myriam Spörri, Ursula Streckeisen und Theresa Wobbe haben einzelne Kapitel kommentiert und uns mit ihren Anregungen weitergeholfen. Regula Burri hat das ganze Manuskript gelesen und uns zu Recht und mit großer Kompetenz auf Unzulänglichkeiten hingewiesen. Danken möchten wir auch Ursula Kägi, die das Manuskript minutiös gelesen und es auf sprachliche Mängel überprüft hat. Unser größter Dank gilt aber den Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern der vier Institute, in denen wir unsere Untersuchung durchgeführt haben. Mit ihrem Interesse, ihrer Gastfreundschaft und der Gelassenheit, mit der sie sich während vieler Wochen beobachten und befragen ließen, haben sie dieses Buch überhaupt erst möglich gemacht.

Wissenschaft ist ein kollektives Unternehmen, kein individuelles Geschäft. Dies gilt auch für das vorliegende Buch. Die Kapitel wurden zwar je einzeln geschrieben, aber sie tragen die Handschrift von uns allen. Wir haben ihren Aufbau gemeinsam diskutiert, erste, zweite und fünfte Versionen gelesen, kommentiert und kritisiert und in diesem Gespräch, das sich über mehr als drei Jahre hinzog, viel voneinander gelernt. Das Endprodukt ist, so hoffen wir, mehr als die Summe seiner Kapitel – ein Produkt, das unsere unterschiedlichen Erfahrungen und Perspektiven zu einem Bild zusammenfügt, zu dem wir alleine nicht gelangt wären.